



Leseprobe

Marc Levy

Am ersten Tag

Roman

„Abenteuerlich und romantisch.“ *Lisa*

Bestellen Sie mit einem Klick für 8,99 €



Seiten: 480

Erscheinungstermin: 16. Januar 2012

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

**Zwei Menschen auf der Suche. Zwei Schicksale, die sich kreuzen.
Ein Geheimnis, das alles verändern wird ...**

Wo erwacht der Morgen? Wo endet die Nacht? Er ist Astrophysiker und sucht den ersten Stern. Sie ist Archäologin und sucht den ersten Menschen. Zusammen finden sie einen rätselhaften Stein, der sie für immer aneinanderbinden wird. Doch jemand will um jeden Preis verhindern, dass sie das Geheimnis lüften, denn es würde unser Wissen über den Ursprung der Welt in Frage stellen. Für die beiden leidenschaftlichen Wissenschaftler beginnt ein gefährlicher Wettlauf um ihr Leben, aber auch um ihre Liebe ...



Autor

Marc Levy

Marc Levy wurde 1961 in Frankreich geboren. Nach seinem Studium in Paris lebte er in San Francisco. Mit siebenunddreißig Jahren schrieb er für seinen Sohn seinen ersten Roman, »Solange du da bist«, der von Steven Spielberg verfilmt und auf Anhieb ein Welterfolg wurde. Seitdem ist jeder neue Roman ein internationaler Bestseller. Weltweit wurden über 40 Millionen Exemplare verkauft, und Marc Levy wird in neunundvierzig Sprachen übersetzt. Er lebt zurzeit mit seiner Familie in New York.

MARC LEVY
Am ersten Tag

Buch

Wo erwacht der Morgen? Wo endet die Nacht? Seit seiner Kindheit beschäftigt Adrian die Frage nach der Entstehung des Universums. Nun arbeitet er als Astrophysiker und sucht nach dem ersten Stern. Bei einer Vergabe von Forschungstipendien trifft er die Archäologin Keira. Monatelang hat sie bei Ausgrabungen in Äthiopien nach den Überresten des ersten Menschen gesucht, bis ein Sandsturm alles zerstört und sie gezwungen hat, nach Europa zurückzukehren. Ihre einzige Erinnerung aus Afrika ist ein rätselhafter Stein. Laut einer alten Legende könnte Keiras Schicksal eng mit diesem Stein verknüpft sein ... Zwei Menschen auf der Suche. Zwei Schicksale, die sich kreuzen. Ein Geheimnis, das alles verändern wird. Marc Levy nimmt uns mit auf eine abenteuerliche Reise zu den ältesten Geheimnissen der Welt und zur wahren Liebe.

Autorin

Marc Levy wurde 1961 in Frankreich geboren. Nach seinem Studium der Informatik und Betriebswirtschaft an der Universität in Paris lebte er in San Francisco. Mit siebenunddreißig Jahren schrieb er für seinen Sohn seinen ersten Roman, *Solange du da bist*, der von Steven Spielberg verfilmt und auf Anhieb ein Welterfolg wurde. Seitdem wird Marc Levy in zweiundvierzig Sprachen übersetzt. Mit 20 000 000 verkauften Büchern ist er der erfolgreichste französische Autor weltweit. Marc Levy lebt mit seiner Familie in New York.

Von Marc Levy bei Blanvalet lieferbar:

Solange du da bist (37733)

Die erste Nacht (37659)

MARC LEVY

Am ersten Tag

Roman

Aus dem Französischen
von Eliane Hagedorn und Bettina Runge

blanvalet

Die Originalausgabe erschien 2009 unter dem Titel
»Le premier jour« bei Editions Robert Laffont, Paris.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*
für dieses Buch liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

1. Auflage

Taschenbuchausgabe Februar 2012 bei Blanvalet, einem Unternehmen
der Verlagsgruppe Random House GmbH, München.

Copyright © der Originalausgabe 2009 by Marc Levy /
Susanna Lea Associates, Paris

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2010
by Blanvalet Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: bürosüd°, München

Umschlagmotiv: Archiv bürosüd°, München

ED · Herstellung:

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-37658-2

www.blanvalet.de

»Wir sind alle Sternenstaub.«

André BRAHIC

Für Pauline und für Louis

Prolog

»*Wo beginnt die Morgendämmerung?*«

Ich war gerade mal zehn Jahre alt, als ich meine krankhafte Schüchternheit überwand, um diese Frage zu stellen. Der Naturkundelehrer drehte sich resigniert um, zuckte nur mit den Schultern und schrieb weiter die Hausaufgaben an die Tafel, so als existiere ich gar nicht. Ich senkte den Kopf, starrte auf meine Schulbank und tat so, als würde ich die grausamen und spöttischen Blicke meiner Klassenkameraden nicht bemerken, die, was diese Frage betraf, auch nicht mehr wussten als ich. Wo beginnt die Morgendämmerung? Wo endet der Tag? Warum erleuchten Millionen von Sternen das Himmelszelt, ohne dass wir die Welten, denen sie angehören, sehen können? Wie hat alles angefangen?

In meiner Kindheit stand ich, wenn meine Eltern schliefen, nachts heimlich auf und schlich auf Zehenspitzen ans Fenster, drückte die Nase an die Scheibe und betrachtete den Himmel.

Ich heiße Adrianos, doch seit Langem schon nennt man mich Adrian, außer in dem Dorf, in dem meine Mutter geboren wurde. Ich bin Astrophysiker, Spezialist für extrasolare Galaxien. Mein Büro liegt am Gower Court, innerhalb der Mauern der London University, Abteilung Astronomie; doch ich halte mich dort nur selten auf. Die Erde ist rund, der Raum ist gekrümmt, und will man die Geheimnisse des Universums ergründen, so muss man reisen, ständig auf dem Planeten un-

terwegs sein auf der Suche nach den einsamsten Gefilden, den besten Beobachtungspunkten, der vollständigsten Dunkelheit, fern von den großen Städten. Ich glaube, das, was mich seit so vielen Jahren gedrängt hat, nicht wie die anderen zu leben – mit Haus, Frau und Kindern –, war die Hoffnung, eines Tages die Antwort auf die Frage zu finden, die immer schon meine Träume beschäftigt hat: Wo beginnt die Morgendämmerung?

Wenn ich heute anfangen würde, dieses Tagebuch zu schreiben, dann mit einer anderen Hoffnung: dass jemand eines Tages diese Seiten und den Mut findet, die Geschichte zu erzählen.

Die tiefste Demut eines Wissenschaftlers besteht darin zu akzeptieren, dass nichts unmöglich ist. Heute weiß ich, wie weit ich damals von solcher Bescheidenheit entfernt war, bis zu jenem Abend, an dem ich Keira begegnete.

Was ich in diesen letzten Monaten erlebt habe, lässt meine Kenntnisse lächerlich klein erscheinen und hat alles, was ich über die Entstehung der Welt zu wissen glaubte, auf den Kopf gestellt.

ERSTES HEFT

Die Sonne erhob sich über dem östlichen Horn Afrikas. Die archäologische Ausgrabungsstätte im Tal des Omo-Flusses hätte schon in den ersten orangefarbenen Schimmer der aufgehenden Sonne getaucht sein müssen, doch dieser Morgen glich keinem anderen. Keira hockte auf einer kleinen Mauer aus getrockneten Lehmsteinen, die Hände zum Wärmen um ihren Kaffeebecher gelegt, und suchte mit den Augen den noch dunklen Horizont ab. Ein paar Regentropfen prallten von dem ausgedörrten Boden ab und wirbelten hier und dort Staubpartikel auf. Ein Junge kam auf sie zugelaufen.

»Bist du schon auf?«, fragte Keira und strich ihm durchs Haar.

Harry nickte.

»Wie oft habe ich dir schon gesagt, du sollst in der Ausgrabungsstätte nicht rennen. Wenn du stolperst, könntest du mehrere Wochen Arbeit zerstören. Und was du dabei zerbrechen würdest, wäre unersetzlich. Siehst du diese Wege, die durch Schnüre abgegrenzt sind? Stell dir also vor, es wäre ein Porzellanladen unter freiem Himmel. Ich weiß, es ist nicht der ideale Spielplatz für einen Jungen deines Alters, aber ich kann dir nichts Besseres bieten.«

»Es ist nicht mein Spielplatz, sondern deiner! Und außerdem hat dein Laden eher etwas von einem alten Friedhof.«

Harry deutete mit dem Finger auf die sich nähernde Wolkenfront.

»Was ist das?«, fragte der Junge.

»Ich habe noch nie so einen Himmel gesehen, doch er verheißt nichts Gutes.«

»Es wäre toll, wenn es regnen würde!«

»Es wäre eine Katastrophe, willst du sagen. Hol schnell den Teamchef. Ich möchte das Terrain sichern.«

Der Junge sprintete los und blieb dann unvermittelt stehen.

»Diesmal hast du allen Grund zu rennen. Lauf!«, befahl sie und klatschte in die Hände.

In der Ferne wurde der Himmel immer dunkler. Eine Böe riss ein Stück von der Plane weg, die einen *Cairn* schützte.

»Das hat gerade noch gefehlt«, murmelte Keira und erhob sich von ihrer Mauer.

Sie nahm den Pfad, der zum Lager führte, und traf unterwegs den Teamchef, der ihr entgegenkam.

»Falls es regnet, müssen wir möglichst viele Parzellen abdecken. Sichern Sie die Planquadrate, mobilisieren Sie unsere Männer und holen Sie, wenn nötig, Hilfe aus dem Dorf.«

»Es ist kein Regen«, erwiderte der Teamchef resigniert, »und wir können nichts tun. Die Dorfbewohner flüchten schon.«

Ein gewaltiger Sandsturm, vorangetrieben vom Shamal, kam auf sie zu. Unter normalen Umständen weht dieser mächtige Wind, der die Wüste von Saudi-Arabien durchquert, in Richtung Golf von Oman, weiter im Osten, doch es waren keine normalen Zeiten, und der zerstörerische Orkan war nach Westen abgedreht. Als er Keiras verängstigte Miene sah, fuhr der Teamchef mit seinen Erklärungen fort:

»Ich habe soeben die Warnung über Funk gehört. Der Sturm ist bereits über Eritrea hinweggefegt, hat die Grenze überschritten und steuert direkt auf uns zu. Nichts kann ihn aufhalten. Uns bleibt nichts anderes, als auf die Hügel zu fliehen und weiter oben Schutz in den Höhlen zu suchen.«

Keira protestierte, man konnte doch die Ausgrabungsstätte nicht einfach so zurücklassen.

»*Mademoiselle* Keira, diese Knochen, die uns so am Her-

zen liegen, sind hier seit Jahrtausenden verscharrt. Wir graben erneut, das verspreche ich Ihnen, doch dafür müssen wir am Leben sein. Beeilen Sie sich, uns bleibt nicht mehr viel Zeit.«

»Wo ist Harry?«

»Keine Ahnung«, erwiderte der Teamchef und blickte sich um. »Ich habe ihn heute Morgen noch nicht gesehen.«

»Hat er Ihnen nicht Bescheid gegeben?«

»Nein, ich sagte Ihnen doch schon, ich habe die Nachricht über Funk gehört, die Anordnung zur Evakuierung erteilt und bin auf direktem Weg hergekommen, um Sie zu holen.«

Inzwischen war der Horizont schwarz. Wie eine riesige Welle zwischen Himmel und Erde wälzte sich die nur noch wenige Kilometer entfernte Staubwolke auf sie zu. Keira ließ ihren Kaffeebecher fallen und rannte los. Sie verließ den Pfad und lief den Hang hinab zum Fluss. Es war fast unmöglich, die Augen offen zu halten. Der vom Wind aufgewirbelte Staub peitschte ihr ins Gesicht, und jedes Mal, wenn sie Harrys Namen schrie, schluckte sie Sand und glaubte zu ersticken. Doch davon ließ sie sich nicht aufhalten. Hinter dem immer dichterem grauen Schleier vermochte sie, das Zelt auszumachen, in dem der Junge sie jeden Morgen weckte, um mit ihr den Sonnenaufgang hoch oben auf dem Hügel zu bewundern.

Sie riss den Stoff beiseite; ihre Jurte war leer. Das ganze Lager wirkte jetzt wie eine Geisterstadt, weit und breit keine Menschenseele. In der Ferne erkannte man noch vage die Dorfbewohner, die den Hang erklommen, um zu den Grotten weiter oben zu gelangen. Keira inspizierte die Nachbarzelte und schrie dabei unentwegt den Namen des Jungen, erhielt als Antwort aber nichts als das Grollen des Sturms. Der Teamchef, der ihr gefolgt war, packte sie beim Arm und zog sie fast gewaltsam mit sich. Keira blickte den Hang hinauf.

»Zu spät!«, schrie er durch das Tuch hindurch, das sein Ge-

sicht bedeckte. Er nahm Keira bei der Schulter und schob sie zum Flussufer.

»Rennen Sie, Herrgott noch mal! Rennen Sie!«

»Harry!«

»Er hat sicher irgendwo einen Unterschlupf gefunden. Seien Sie still und halten Sie sich an mir fest.«

Die Welle von Staub und Sand verfolgte sie, kam immer näher. Stromabwärts schlängelte sich der Fluss zwischen zwei Felswänden hindurch. Der Teamchef entdeckte eine Öffnung darin und zog Keira eilig hinein.

»Hier!«, sagte er und stieß sie bis ans Ende.

Das war knapp gewesen. Die rollende Woge, die Erde, Steine und ausgerissene Pflanzen mit sich trug, wälzte sich an ihrer Notunterkunft vorbei. Keira und ihr Teamchef kauerten am Boden. Die Grotte war jetzt in völliges Dunkel getaucht. Das Tosen des Sturms war ohrenbetäubend. Die Wände begannen zu zittern, und beide fragten sich, ob alles zusammenbrechen und sie für immer unter den Trümmern begraben würde.

»Vielleicht findet man unsere Gerippe in zehn Millionen Jahren – mein Ellbogen an Ihrem Schulterblatt, mein Schlüsselbein an Ihrem Schenkel. Die Paläontologen werden erklären, wir wären ein Bauernpaar gewesen oder Sie ein Flussfischer und ich seine Frau, die hier beerdigt wurden. Die Tatsache, dass in unserem Grab jede Spur von Opfern fehlt, wird zur Folge haben, dass man uns als bedeutungslos einstuft und in die Kategorie ›Skelette von Schmocks‹ verweist. Und so werden wir den Rest der Ewigkeit in einer Pappschachtel in den Regalen irgendeines Museums verbringen!«

»Das ist wirklich nicht der rechte Moment, um Witze zu reißen, zumal sie nicht mal witzig sind«, knurrte der Teamchef. »Und überhaupt, was sind ›Schmocks?‹«

»Das sind Leute wie ich, die schufteten, ohne die Stunden zu

zählen, um etwas auf die Beine zu stellen, das am Ende niemanden interessiert, und die schließlich hilflos mit ansehen müssen, wie ihr Werk innerhalb weniger Sekunden zerstört wird.«

»Na ja, besser zwei lebende als zwei tote Schmocks.«

»So kann man es auch sehen!«

Das Tosen dauerte noch endlose Minuten an. Und obwohl sich von Zeit zu Zeit Erdschollen lösten, schien ihr Schutzbunker standzuhalten. Das Tageslicht drang erneut in die Höhle, der Sturm entfernte sich. Der Teamchef erhob sich und streckte Keira die Hand entgegen, um ihr aufzuhelfen, doch sie ergriff sie nicht.

»Würden Sie beim Hinausgehen die Tür schließen«, sagte sie. »Ich bleibe hier, ich bin nicht sicher, dass ich sehen will, was uns draußen erwartet.«

Der Teamchef blickte missmutig drein.

»Harry!«, rief Keira unvermittelt und stürzte hinaus.

Draußen war nichts als Verwüstung. Die Büsche, die das Flussufer säumten, waren geradezu geköpft worden; die Böschung, sonst ockergelb, hatte die braune Farbe der Erde, die sie jetzt bedeckte, angenommen. Der Strom trug Unmengen von Schlamm kilometerweit ins Delta. Kein einziges Zelt im ganzen Lager stand noch an seinem Platz. Auch das Dorf hatte den Angriffen des Sturms nicht standhalten können. Die über Meter vom Wind durch die Luft getriebenen Hütten waren schließlich an Felsen oder Baumstämmen zerschellt. Hoch oben auf dem Hügel verließen die Dorfbewohner ihren Unterschlupf, um in Augenschein zu nehmen, was aus ihrem Vieh und ihren Äckern geworden war. Eine Frau weinte und presste ihre Kinder an sich. Etwas weiter entfernt sammelten sich die Mitglieder eines anderen Stammes. Keine Spur von Harry. Keira sah sich suchend um – drei Leichen lagen am Ufer. Ihr wurde fast übel.

»Er wird sich in einer der Grotten versteckt haben, keine Sorge, wir finden ihn schon«, sagte der Teamchef und zwang sie, den Blick abzuwenden.

Keira klammerte sich an seinen Arm, und sie erklommen gemeinsam den Hang. Auf dem Plateau, wo sich die Ausgrabungsstätte befand, waren die Planquadrate völlig verschwunden, der Boden war mit Trümmern übersät, der Sturm hatte alles zerstört. Keira bückte sich, um einen Höhenmesser aufzuheben. Automatisch wischte sie den Staub ab, doch die Gläser des Gerätes waren unwiederbringlich beschädigt. Etwas weiter entfernt lag das Stativ eines *Theodoliten*, der Dreifuß himmelwärts gerichtet. Plötzlich tauchte mitten in dieser Verwüstung das verstörte Gesicht von Harry auf.

Keira lief ihm entgegen und nahm ihn in die Arme. Das war alles andere als gewöhnlich. Auch wenn sie ihre Zuneigung denen gegenüber, die ihr Herz erobert hatten, in Worten auszudrücken wusste, gab sie sich sonst nie der geringsten Geste der Zärtlichkeit hin. Diesmal jedoch drückte sie ihn so fest, dass er fast versucht war, sich aus der Umarmung zu befreien.

»Mein Gott, hast du mir Angst gemacht«, sagte sie und wischte ihm den Schmutz aus dem Gesicht.

»*Ich* habe dir Angst gemacht? Nach allem, was passiert ist, soll *ich* dir Angst gemacht haben?«, wiederholte Harry fassungslos.

Keira antwortete nicht. Sie hob den Kopf und betrachtete, was von ihrer Arbeit geblieben war: nichts. Selbst die kleine Mauer aus getrockneten Lehmsteinen, auf der sie heute Morgen noch gesessen hatte, war zusammengebrochen, weggefegt vom Shamal. Innerhalb weniger Minuten hatte sie alles verloren.

»O weh, deinen Laden hat es ganz schön erwischt«, sagte Harry.

»... meinen Porzellanladen«, murmelte Keira.

Harry schob seine Hand in die von Keira. Er war darauf gefasst, dass sie ihre zurückziehen würde; dass sie einen Schritt zur Seite weichen und vorgeben würde, etwas Wichtiges entdeckt zu haben, so wichtig, dass sie sofort überprüfen müsste, worum es sich handelte. Und dann, etwas später, würde sie ihm durchs Haar streichen, um sich für den Mangel an Zärtlichkeit zu entschuldigen. Diesmal aber hielt Keira die ihr arglos gereichte Hand fest, und ihre Finger umschlossen sie.

»Alles ruiniert«, sagte sie mit tonloser Stimme.

»Du kannst neu graben, oder?«

»Das ist nicht mehr möglich.«

»Du musst nur tiefer gehen«, protestierte der Junge.

»Selbst tiefer wäre alles unbrauchbar.«

»Was wird dann geschehen?«

Keira ließ sich im Schneidersitz auf dem verwüsteten Boden nieder. Harry folgte ihrem Beispiel und respektierte ihr Schweigen.

»Du wirst mich verlassen, wirst gehen, stimmt's?«, fragte er schließlich.

»Ich habe keine Arbeit mehr.«

»Du könntest helfen, das Dorf wieder aufzubauen. Alles ist zertrümmert. Die Leute hier haben euch auch geholfen.«

»Ja, das können wir für ein paar Tage, im Höchstfall ein paar Wochen tun. Dann aber, du hast recht, müssen wir gehen.«

»Warum denn? Du bist hier doch glücklich, oder?«

»Mehr als je zuvor.«

»Dann musst du bleiben!«, beharrte Harry.

Der Teamchef gesellte sich zu ihnen, und Keira bedeutete dem Jungen, dass er sie jetzt allein lassen sollte. Harry entfernte sich einige Schritte.

»Geh nicht zum Fluss!«, rief sie.

»Das kann dir jetzt doch egal sein, wo du weißt, dass du gehen wirst!«

»Harry!«, rief Keira flehend.

Doch der Junge lief schon in die Richtung, die sie ihm verboten hatte.

»Sie geben die Ausgrabung auf?«, fragte der Teamchef überrascht.

»Ich fürchte, wir haben bald keine andere Wahl mehr.«

»Warum sich so entmutigen lassen? Man muss sich nur wieder an die Arbeit machen. An gutem Willen fehlt es hier schließlich nicht!«

»Leider ist es nicht nur eine Frage des guten Willens, sondern auch der Mittel. Wir haben fast kein Geld mehr, um unsere Leute zu bezahlen. Meine einzige Hoffnung war, rasch etwas zu finden, um weitere Zuschüsse zu bekommen. Ich fürchte, wir sind bald arbeitslos.«

»Und der Kleine? Was soll aus ihm werden?«

»Ich weiß es nicht«, erwiderte Keira niedergeschlagen.

»Sie sind seine einzige Bezugsperson, seitdem seine Mutter gestorben ist. Warum nehmen Sie ihn nicht mit?«

»Dazu fehlt mir jede Berechtigung. Er würde an der Grenze festgehalten, für Wochen in ein Lager gesteckt, um dann hierher zurückgeschickt zu werden.«

»Und ausgerechnet in Ihrem Land hält man uns für unzivilisiert!«

»Könnten Sie sich nicht um ihn kümmern?«

»Ich habe so schon Mühe, meine Familie durchzubringen, und meine Frau wird nicht bereit sein, ein weiteres Maul zu stopfen. Außerdem ist Harry ein Mursi, er gehört den Völkern des Omo an, und wir sind Ambara, das würde alles noch schwieriger machen. Sie, Keira, haben seinen Vornamen geändert und ihn in den letzten drei Jahren Ihre Sprache gelehrt.

Sie haben ihn sozusagen adoptiert. Sie sind für ihn verantwortlich. Er darf nicht ein zweites Mal verlassen werden; das würde er nicht verkraften.«

»Wie hätte ich ihn denn nennen sollen? Ich musste ihm doch einen Vornamen geben. Er sprach kein Wort, als ich ihn aufgenommen habe!«

»Statt uns jetzt zu streiten, sollten wir lieber nach ihm suchen. Bei dem Gesicht, das er eben gemacht hat, wird er so schnell nicht wieder auftauchen.«

Keiras Kollegen versammelten sich um die Ausgrabungsstätte. Die Stimmung war bedrückend. Jedem wurde das Ausmaß der Zerstörung klar. Alle wandten sich Keira zu und warteten auf Instruktionen.

»Schaut mich nicht so an, ich bin nicht eure Mutter!«, rief die Archäologin aufgebracht.

»Wir haben all unsere Sachen verloren«, protestierte ein Mitglied des Teams.

»Es gibt Tote im Dorf, ich habe drei Leichen im Fluss gesehen«, erwiderte Keira. »Da interessiert mich dein Schlafsack wirklich nicht.«

»Wir müssen so schnell wie möglich ihre sterblichen Überreste begraben«, meinte ein anderer. »Wir können zusätzlich zu unseren Problemen nicht noch eine Choleraepidemie gebrauchen.«

»Freiwillige?«, fragte Keira zweifelnd.

Niemand hob die Hand.

»Dann lasst uns alle gehen«, befahl sie.

»Wir sollten warten, bis ihre Familien sie holen. Wir müssen ihre Traditionen respektieren.«

»Der Shamal hat auch nichts respektiert. Lasst uns handeln, bevor das Flusswasser verseucht ist«, beharrte Keira.

Die Gruppe setzte sich in Bewegung.

Die traurige Aufgabe nahm den Rest des Tages in Anspruch. Die Leichen wurden aus dem Schlamm gezogen, Gräber in gebührendem Abstand zum Ufer ausgehoben und am Ende mit einem kleinen Steinhaufen bedeckt. Jeder betete auf seine Art, nach seinem Glauben und dachte an diejenigen, mit denen er in den vergangenen drei Jahren zu tun gehabt hatte. Bei Einbruch der Dunkelheit versammelten sich die Archäologen um das Feuer herum. Die Nächte waren kühl, und es blieb ihnen nichts mehr, um sich vor der Kälte zu schützen. Einer übernahm die Nachtwache, während die anderen in der Nähe der Glut schliefen.

Am nächsten Morgen kam das Team den Dorfbewohnern zu Hilfe. Die Kinder waren versammelt worden. Die älteren Frauen des Stammes passten auf sie auf, während die jüngeren alles auflasen, was zum Bau neuer Behausungen dienen konnte. Hier stellte sich die Frage von gegenseitiger Hilfe nicht; sie war selbstverständlich; alle packten an, jeder wusste, was er zu tun hatte. Die einen sägten Holz, die anderen suchten Zweige für die Hütten, wieder andere liefen auf die Felder und versuchten, die Kühe und Ziegen, die der Sturm nicht getötet hatte, einzufangen.

In der zweiten Nacht empfingen die Dorfbewohner die Mitglieder des Archäologenteams und teilten mit ihnen ihr dürftiges Mahl. Trotz der Verzweiflung und der Trauerzeit, die kaum begonnen hatte, wurde getanzt und gesungen, um den Göttern zu danken, die Überlebenden verschont zu haben.

Die folgenden Tage verliefen ähnlich. Zwei Wochen später trug die Natur zwar noch die Narben der Katastrophe, das Dorf selbst aber schien fast wieder normal. Der Dorfälteste dankte den Archäologen. Keira bat ihn um ein Gespräch unter vier Augen. Die Blicke der Bewohner signalisierten eindeutig, wie wenig sie es schätzten, dass eine Fremde seine Hütte

betrat, der Dorfälteste indes akzeptierte aus Dankbarkeit. Nachdem er die Bitte seines Gastes vernommen hatte, schwor er, bis zu ihrer Rückkehr für Harry, sollte er wieder auftauchen, zu sorgen; im Gegenzug musste sie versprechen, tatsächlich wiederzukommen. Daraufhin gab er ihr zu verstehen, die Unterhaltung sei beendet. Er lächelte, auch wenn Harry sich verstecke, weit könne er nicht sein. In den letzten Nächten hätte ein seltsames Tier, während die Dorfbewohner schliefen, Lebensmittel gestohlen, und die Spuren des Eindringlings hätten Ähnlichkeit mit denen eines Jungen.

Vierzehn Tage nach dem Sturm versammelte Keira ihr Team um sich und kündigte an, es sei Zeit, Afrika zu verlassen. Das Funkgerät war zerstört, sie mussten sich alleine durchschlagen. Zwei Möglichkeiten boten sich ihnen: Sie konnten bis zu dem kleinen Ort Turmi laufen und dort mit etwas Glück ein Fahrzeug auftreiben, das sie in die Hauptstadt im Norden bringen würde. Der Weg nach Turmi war gefährlich, es gab keine Straße im eigentlichen Sinne, man müsste fast klettern, um gewisse Passagen zu überwinden. Die andere Option war, auf dem Fluss stromabwärts zu fahren. Innerhalb weniger Tage würden sie den Turkana-See erreichen. Wenn sie ihn überqueren, würden sie nach Lodwar auf der kenianischen Seite gelangen, wo sich ein kleiner Flugplatz befand. Windige Maschinen versorgten die Region regelmäßig mit Lebensmitteln. Irgend ein Pilot würde sich am Ende schon bereit erklären, sie mit an Bord zu nehmen.

»Der Turkana-See, großartige Idee!«, rief ein Mitarbeiter spöttisch.

»Möchtest du lieber die Berge raufkraxeln?«, fragte Keira genervt.

»Vierzehntausend – so viele Krokodile wimmeln in etwa in

deinem rettenden See. Es herrscht eine brütende Hitze, und die Gewitter dort sind die heftigsten auf dem gesamten afrikanischen Kontinent. Angesichts der wenigen Ausrüstung, die uns geblieben ist, können wir uns gleich umbringen. Das ginge schneller und wäre weniger qualvoll!«

Es gab keine Patentlösung. Keira schlug vor, per Handzeichen abzustimmen. Der Weg über den See wurde einstimmig angenommen, mit einer Ausnahme: Der Teamchef hätte sie zwar gerne begleitet, doch er musste nach Norden zu seiner Familie. Mit Hilfe der Dorfbewohner begannen sie, Proviant für die Reise zusammenzustellen. Der Aufbruch war für den nächsten Tag in aller Frühe geplant.

Keira konnte nachts nicht schlafen und wälzte sich wohl hundertmal auf ihrem Strohlager hin und her. Sobald sie die Augen schloss, tauchte das Gesicht von Harry vor ihr auf. Sie dachte an den Tag zurück, als sie ihm, auf dem Rückweg von einer Exkursion, etwa zehn Kilometer vom Lager entfernt, zum ersten Mal begegnet war. Harry saß allein vor einer Hütte. Sonst war weit und breit niemand zu sehen, und das Kind starrte sie nur schweigend an. Was tun? Einfach weiterlaufen, als wenn nichts wäre? Sie hockte sich neben ihn, und er sagte weiterhin kein Wort. Als sie den Kopf durch die Tür der ärmlichen Behausung steckte, entdeckte sie seine Mutter, die gerade gestorben war. Sie fragte den Jungen, ob er Verwandte hätte, einen Ort, wohin sie ihn bringen könnte, doch sie erhielt keine Antwort: kein Klagen, nur diesen durchdringenden Blick. Keira blieb lange neben ihm sitzen, ohne ein Wort zu sagen. Schließlich stand sie auf und setzte ihren Weg fort. Sie hatte die ganze Zeit den Eindruck, dass er ihr ininigem Abstand folgte und sich jedes Mal, wenn sie sich umdrehte, rasch versteckte. Kurz vor dem Lager aber war keine Spur mehr von ihm zu sehen, und sie glaubte schon, er sei umgekehrt. Als der

Teamchef am nächsten Morgen bekannt gab, es seien Lebensmittel gestohlen worden, war Keira geradezu erleichtert.

Es dauerte lange Wochen, bis sich die beiden wiedersahen. Keira hatte angeordnet, man möge nachts in der Nähe ihres Zeltes stets einen Teller mit Essen und etwas zu trinken hinstellen. Und jeden Abend protestierte der Teamchef, dies sei der beste Weg, um Raubtiere anzulocken. Doch derjenige, den Keira zähmen wollte, hatte nichts von einem wilden Tier, sondern war nur ein verängstigter, einsamer, kleiner Junge.

Je mehr Zeit verstrich, desto öfter dachte Keira über das ungewöhnliche Verhalten des Kindes nach. Abends in ihrem Zelt lauschte sie auf die Schritte dessen, den sie im Geiste schon Harry getauft hatte. Warum gerade dieser Vorname? Sie wusste es selbst nicht, er war ihr wohl im Traum gekommen. Eines Nachts ging Keira das Risiko ein, sich vor die Kiste zu setzen, auf der der Teller für den Jungen stand. Diesmal hatte sie Besteck dazugelegt, und das Ganze ähnelte einem Esstisch, den man mitten im Nirgendwo aufgestellt hätte.

Harry erschien auf dem Pfad, der vom Fluss hinaufführte. Er lief mit hoch erhobenem Kopf, sein Gang war stolz. Als er vor ihr stand, begrüßte ihn Keira mit einer Handbewegung und fing zu essen an. Nach kurzem Zögern nahm er ihr gegenüber Platz, und sie teilten ihr erstes Mahl unter freiem Himmel. Keira brachte ihm die ersten Worte ihrer Sprache bei. Er wiederholte keines, aber am nächsten Tag sagte er beim Essen alle am Vortag gehörten her, ohne auch nur den geringsten Fehler zu machen.

Erst später in diesem Monat zeigte sich Harry am helllichten Tag. Keira war gerade dabei, vorsichtig in der Erde zu graben, in der Hoffnung, endlich etwas Wertvolles zu entdecken, als sich der Junge langsam näherte. Was dann folgte, war äußerst eigenartig. Ohne sich darum zu kümmern, ob Harry sie ver-

stand, erklärte ihm Keira jede ihrer Handbewegungen, warum es für sie so wichtig war, ohne Unterlass nach diesen winzigen fossilen Fragmenten zu suchen, und dass jedes von ihnen vielleicht von der Entstehung des Menschen auf unserem Planeten zeugen könnte.

Harry kam am nächsten Tag zur selben Stunde zurück und verbrachte diesmal den ganzen Nachmittag an der Seite der Archäologin. Dasselbe wiederholte sich an den folgenden Tagen, und zwar jedes Mal mit beeindruckender Pünktlichkeit – Harry hatte keine Uhr. Die Wochen vergingen, und ohne dass sich jemand dessen wirklich bewusst wurde, verließ der Junge das Lager nicht mehr. Vor jeder Mahlzeit, mittags und abends, ließ er, ohne zu murren, den Sprachkurs über sich ergehen, den Keira ihm erteilte.

In dieser Nacht hätte Keira gerne noch einmal seine Schritte gehört, wie er um ihr Zelt herumschlich und darauf wartete, dass sie ihm erlaubte hereinzukommen. Sie hätte ihm eine der afrikanischen Legenden erzählt, von denen sie so viele kannte.

Wie sollte sie sich morgen auf den Weg machen, ohne ihn noch einmal gesehen zu haben? Ein Aufbruch ohne ein Wort ist schlimmer als Verlassenwerden, Schweigen ist Verrat. Keira griff nach dem Geschenk, das Harry ihr eines Tages gemacht hatte. An einer Lederschnur, die niemals mehr ihren Hals verließ, hing ein sonderbarer Gegenstand. Er war dreieckig, glatt und hart wie Ebenholz; er besaß auch dessen pechschwarze Farbe, doch war er wirklich aus diesem Material gefertigt? Keira wusste es nicht. Der Gegenstand ähnelte keinem bekannten Stammesschmuck, selbst der Dorfälteste hatte nichts über seinen Ursprung sagen können. Er hatte nur den Kopf geschüttelt; er wisse nicht, worum es sich handele, und vielleicht solle sie ihn besser nicht am Körper tragen. Doch es

war ein Geschenk von Harry ... Als Keira ihn nach seiner Herkunft gefragt hatte, hatte der Junge erklärt, er habe ihn auf einer kleinen Insel mitten im Turkana-See gefunden. Er sei mit seinem Vater in den Krater eines vor Jahrhunderten erloschenen Vulkans gestiegen, wo es den fruchtbaren Schlamm gab, und dort habe er diesen Schatz entdeckt. Keira legte ihn zurück auf ihre Brust, schloss die Augen und suchte vergebens den Schlaf.

Im Morgengrauen packte sie ihre Habseligkeiten zusammen und weckte ihre Kollegen. Eine lange Reise stand ihnen bevor. Nach einem kärglichen Frühstück machte sich die Mannschaft auf den Weg. Die Fischer hatten ihnen zwei Einbäume zur Verfügung gestellt, die jeweils vier Personen aufnehmen konnten. An verschiedenen Stellen würden sie an Land gehen und die Boote tragen müssen, um Wasserfälle zu umgehen.

Die Dorfbewohner hatten sich am Ufer versammelt. Nur ein kleiner Junge erschien nicht zum Appell. Der Teamchef schloss Keira in die Arme. Er hatte Mühe, seine Gefühle zu verbergen. Dann kletterten die Archäologen an Bord der Pirogen. Die Kinder sprangen ins Wasser und halfen ihnen, die Boote vom Ufer zu entfernen. Die Strömung tat das Übrige und trug sie sanft davon.

Während der ersten zurückgelegten Meilen sah man die winkenden Hände auf den benachbarten Feldern. Keira war schweigsam und suchte mit den Augen denjenigen, den sie noch einmal zu sehen hoffte. Als der Fluss eine Biegung machte, ehe er sich zwischen zwei hohen Felswänden verlor, schwanden ihre letzten Hoffnungen. Sie waren schon zu weit entfernt.

»Es ist vielleicht besser so«, murmelte Michel, einer von Keiras französischen Kollegen, der ihr am nächsten stand.

Sie wollte etwas antworten, doch ihre Kehle war wie zugeschnürt.

»Er wird zu seinem Leben zurückkehren«, fuhr Michel fort. »Mach dir keine Gedanken. Du hast dir nichts vorzuwerfen. Ohne dich wäre Harry bestimmt verhungert. Außerdem hat dir der Dorfälteste versprochen, sich um ihn zu kümmern.«

Plötzlich, als das Boot schon kurz vor der Felsenge war, erschien Harrys Gestalt auf einem winzigen Uferstreifen. Keira sprang auf, und das Boot wäre um Haaresbreite gekentert. Michel stellte das Gleichgewicht wieder her, die beiden anderen Kollegen schimpften. Keira hörte ihre Vorwürfe nicht, sie hatte nur Augen für den Jungen, der da hockte und sie aus der Ferne betrachtete.

»Ich komme zurück, Harry, ich schwöre es!«, schrie sie.

Der Junge antwortete nicht. Hatte er sie gehört?

»Ich habe dich überall gesucht«, brüllte sie, so laut sie konnte. »Ich wollte nicht aufbrechen, ohne dich noch einmal gesehen zu haben. Du wirst mir unendlich fehlen«, fuhr sie schluchzend fort. »Ich schwöre dir, ich komme wieder, du musst mir glauben, hast du verstanden? Ich flehe dich an, Harry, gib mir ein winziges Zeichen, nur um mir zu sagen, dass du mich verstanden hast.«

Doch der Junge rührte sich nicht und machte nicht die geringste Geste. Bald verschwand seine Gestalt hinter der Biegung des Flusses, und die junge Archäologin sah nicht mehr die Hand des Jungen, die sich zu einem zögerlichen Abschiedsgruß hob.

Plateau der Atacama-Wüste, Chile

Unmöglich, die Augen zu schließen. Jedes Mal, wenn ich glaube einzuschlafen, fahre ich immer wieder von meinem Lager hoch, mit dem grässlichen Gefühl, ersticken zu müssen. Erwan, ein australischer Kollege, der an diese Höhenluft gewöhnt ist, verzichtet seit seiner Ankunft ganz auf den Schlaf. Er praktiziert Joga und kommt so halbwegs zurecht. Obwohl ich zu einer Zeit, als ich ein lockeres Verhältnis mit einer Tänzerin hatte, zweimal die Woche ein Jogazentrum in der Sloane Avenue aufsuchte, reicht meine Beherrschung dieser Disziplin nicht aus, um die Auswirkungen einer solchen Höhe zu kompensieren. Fünftausend Meter über dem Meeresspiegel sinkt der Sauerstoffgehalt der Luft um vierzig Prozent. Nach wenigen Tagen macht sich die Höhenkrankheit bemerkbar – das Blut wird dickflüssiger, der Kopf schwer, der Verstand verliert seine Logik, die Schrift wird unbeholfen, und die geringste körperliche Anstrengung verbrennt unverhältnismäßig viel Energie. Diejenigen, die schon lange hier arbeiten, raten uns, ein Maximum an Traubenzucker zu verzehren. Für Freunde von Süßigkeiten könnte dieser Ort ein wahres Paradies sein: nicht das geringste Risiko, an Gewicht zuzunehmen, denn kaum aufgenommen, wird der Zucker vom Körper umgesetzt. Allerdings verliert man hier in fünftausend Meter Höhe über dem Meeresspiegel jeglichen Appetit. Ich ernähre mich fast ausschließlich von Schokoladenriegeln.

Die Hochebene der Atacama-Wüste ist ein Ort außerhalb

der Zeit. Das Chajnantor-Plateau, eine gewaltige trockene Ebene, umschlossen von den Anden. Wäre das Atmen dort nicht so beschwerlich, würde man sich inmitten einer beliebigen Steinwüste wähnen. Hier aber sind wir auf einem der Dächer der Welt; nur dass ringsumher fast nichts mehr von ihr existiert. Keine Flora, keine Fauna, nur Steine und zwanzig Millionen Jahre alter Staub. Die Luft, die man hier mühsam aufnimmt, ist die trockenste auf dem Planeten, zwanzigmal trockener noch als die im Death Valley. Die uns umgebenden Gipfel sind, so hoch sie auch sein mögen – das heißt über sechstausend Meter –, niemals schneebedeckt. Und genau das ist der Grund, weshalb wir hier arbeiten. Weil die Luft nicht die geringste Feuchtigkeit aufweist, war dieser Ort unter allen anderen der idealste für das größte Astronomieprojekt, das die Erde je hat entstehen sehen. Eine fast unmögliche Herausforderung: vierundsechzig Teleskopantennen zu installieren, jede einzelne von der Höhe eines zehnstöckigen Gebäudes und alle miteinander verbunden. Sobald die Konstruktion beendet ist, werden sie an einen Computer angeschlossen, der sechzehn Milliarden Vorgänge in der Sekunde auszuführen vermag. Wozu? Um aus dem Dunkel hervorzutreten, die entferntesten Galaxien zu fotografieren, diese Welträume zu erforschen, die uns heute noch unbekannt sind, und vielleicht um die Bilder der Entstehung des Universums einzufangen.

Vor drei Jahren habe ich angefangen, für die ESO, die Europäische Sternwarte, zu arbeiten, und bin nach Chile gegangen. Normalerweise ist mein Arbeitsort hundert Kilometer von hier entfernt, im La-Silla-Observatorium. Diese Region befindet sich auf einer der größten Erdbebenspalten des Globus, dort, wo die beiden Kontinentalplatten aufeinandertreffen. Zwei Massen von enormer Kraft, durch deren Übereinanderschlebung einst die Gebirgskette der Anden entstanden ist. Vor wenigen

Nächten hat die Erde gebebt. Es gab keine Verletzten, aber Naco und Sinfoni (jeder unserer Teleskope trägt einen Namen) müssen repariert werden.

Während dieser Zwangspause hat der Leiter des Zentrums uns – das heißt Erwan und mich – damit beauftragt, die Installation der dritten Riesenantenne auf der Atacama-Hochebene zu überwachen. Das ist der Grund, warum ich momentan so schlecht Luft bekomme. Wegen eines lächerlichen Erdbebens, das mich hierher in fünftausend Meter Höhe geführt hat.

Noch vor fünfzehn Jahren debattierten die Astronomen über die Existenz von Planeten außerhalb unseres Sonnensystems. Wie bereits gesagt besteht die tiefste Demut für einen Wissenschaftler darin zu akzeptieren, dass nichts unmöglich ist. Hundertsiebzig extrasolare Planeten wurden im letzten Jahrzehnt entdeckt. Alle zu unterschiedlich, zu massiv, zu nah oder weit von ihren Sonnen entfernt, um mit der Erde verglichen zu werden und die Hoffnung zuzulassen, dass sich dort eine uns unbekannt Form von Leben hätte entwickeln können ... bis zu der Entdeckung, die meine Kollegen kurz nach meiner Ankunft in Chile machten.

Mit Hilfe des dänischen Teleskops im La-Silla-Observatorium entdeckten sie eine andere »Erde«, die fünfundzwanzigtausend Lichtjahre von der unseren entfernt ist. Sie ist knapp fünfmal so groß und braucht zehn Jahre unserer Zeit, um ihre Sonne einmal zu umrunden. Aber wer kann bestätigen, dass die Zeit auf diesem so nahen und zugleich so fernen Planeten ähnlich wie bei uns in Minuten und Stunden gegliedert ist? Und selbst wenn dieser Planet dreimal so weit von seiner Sonne entfernt ist, selbst wenn die Temperaturen sehr viel niedriger sind, scheinen dort Bedingungen zu herrschen, die Voraussetzung für die Entstehung von Leben sind. Diese Ent-

deckung war allem Anschein nach nicht spektakulär genug, um Schlagzeilen zu machen, und fand in der Öffentlichkeit kaum Beachtung.

In diesen letzten drei Monaten wurde unsere Arbeit durch diverse Pannen und Missgeschicke verzögert, und das Jahresende sah für mich nicht gut aus. Mangels beweiskräftiger Ergebnisse waren meine Tage in Chile gezählt. Doch trotz meiner Schwierigkeiten, mich an diese Höhen zu gewöhnen, hatte ich nicht die geringste Lust, nach London zurückzukehren. Um nichts auf der Welt wollte ich die Weiten Chiles und meine Schokoladenriegel gegen das kleine Fenster meines engen Büros und das geschmorte Beef and Beans eintauschen, das im Pub an der Ecke Gower Court serviert wurde.

Drei Wochen bin ich jetzt schon in der Anlage auf der Atacama-Hochebene, und mein Körper hat sich immer noch nicht an den Sauerstoffmangel gewöhnt. Wenn das Zentrum einsatzbereit ist, wird in den Gebäuden ein Druckausgleich geschaffen werden, bis dahin aber muss man unter diesen schwierigen Bedingungen leben. Erwan findet, dass ich elend aussehe, und besteht darauf, dass ich ins Basislager zurückkehre. »Am Ende wirst du wirklich krank«, wiederholt er seit zwei Tagen, »und wenn du erst einen Hirnschlag hast, ist es zu spät, um deinen Leichtsinns zu bereuen.«

Seine Sichtweise ist nicht unlogisch, doch wenn ich jetzt aufgeben würde, würde ich all meine Chancen aufs Spiel setzen, an dem bevorstehenden fantastischen Abenteuer teilzunehmen. Über eine derart gewaltige Anlage verfügen zu können und zu diesem Team gehören zu dürfen, kommt einem Tagtraum gleich.

Nach Einbruch der Dunkelheit haben wir unseren Bungalow verlassen, um nach einer halben Stunde Fußmarsch den

Standort der dritten Teleskopantenne zu erreichen. Erwan kümmert sich um die Justierungen, ich sichere die Registrierung der empfangenen Wellen. Diese Wellen aus dem All kommen aus Universen, die so fern sind, dass wir noch vor zehn Jahren außerstande waren, uns ihre Existenz auch nur vorzustellen. Genauso wenig wie ich heute in der Lage bin, mir das Ausmaß der Entdeckungen auszumalen, die wir machen werden, wenn die vierundsechzig Parabolantennen alle miteinander verbunden und an den Zentralcomputer angeschlossen sind.

»Empfängst du etwas?«, fragt mich Erwan auf seiner Stahlterrappe, die an der zweiten Etage der Antenne angebracht ist.

Ich bin sicher, ihm geantwortet zu haben, doch mein Kollege wiederholt seine Frage. Habe ich nicht laut genug gesprochen? Die Luft ist trocken, und die Schallwellen reisen schlecht.

»Verdammt noch mal, Adrian, empfängst du nun ein Signal oder nicht? Ich habe keine Lust, mich hier stundenlang im Gleichgewicht zu halten.«

Ich habe enorme Schwierigkeiten zu sprechen, wahrscheinlich wegen der Kälte. Es ist schrecklich kalt, ich kann meine Fingerspitzen kaum noch spüren. Meine Lippen sind wie taub.

»Adrian? Hörst du mich?«

Natürlich höre ich dich, Erwan, warum hört er mich nicht? Schließlich bekomme ich auch mit, wie er jetzt von seinem Hochsitz herunterklettert.

»Aber was machst du bloß?«, knurrt er.

Plötzlich legt er seine Gerätschaften beiseite und rennt auf mich zu. Er beugt sich über mich, und ich sehe, wie sich sein Gesicht verzieht und seine Miene Sorge ausdrückt.

»Adrian, deine Nase! Du blutest wie ein Schwein!«

Er packt mich unter den Achseln und hilft mir aufzustehen. Mir war gar nicht bewusst gewesen, dass ich am Boden hockte.

Erwan greift zu seinem Walkie-Talkie und bittet um Hilfe. Ich versuche, ihn daran zu hindern, es gibt keinen Grund, die anderen zu stören, es ist nur ein kleiner Schwächeanfall, doch meine Hände reagieren nicht, ich bin außerstande, meine Bewegungen zu koordinieren.

»Basisstation, Basisstation, hier Erwan an der Antenne Nummer drei. Bitte antworten, Mayday, Mayday!«, wiederholt mein Kollege immer wieder.

Ich lächele, das Wort »Mayday« wird nur in der Luftfahrt verwendet. Doch es ist wohl nicht der rechte Moment, den Oberlehrer zu spielen, zumal mich ein alberner Lachkrampf überkommt. Und je mehr ich lache, desto besorgter wird Erwan, wobei er mir doch sonst immer vorwirft, das Leben nicht leicht genug zu nehmen – das ist wirklich die Höhe.

Ich höre sein Walkie-Talkie knistern und eine mir vertraute Stimme antworten, die ich aber keiner Person zuordnen kann. Erwan erklärt, dass ich mich nicht gut fühle, das stimmt gar nicht, ich war noch nie so glücklich, alles ist schön hier, selbst Erwan, auch wenn sein Gesicht von Sorgenfalten durchzogen ist. Ich weiß nicht, ob es an der speziellen Färbung des Mondscheins liegt, doch ich finde, er sieht heute Nacht geradezu attraktiv aus. Aber bald schon finde ich gar nichts mehr, seine gedämpfte Stimme dringt nicht mehr an meine Ohren, wie bei jenem Spiel, bei dem man die Worte von den Lippen der anderen ablesen muss. Sein Gesicht verschwimmt, ich verliere das Bewusstsein.

Erwan blieb an meiner Seite wie ein Bruder. Er hörte nicht auf, mich zu schütteln, weckte mich schließlich sogar auf. Das nahm ich ihm zunächst übel; nach all der Zeit, die ich nicht schlafen konnte, war das nicht sehr verständnisvoll von ihm. Zehn Minuten nach seinem Hilferuf traf ein Jeep ein. Meine Kollegen hatten sich eilig angezogen, um mich ins Basislager

zu fahren. Der Arzt ordnete meinen sofortigen Abtransport an. Adieu, ihr schönen Atacama-Träume!

Ein Hubschrauber brachte mich ins Krankenhaus von San Pedro im Tal. Nach drei Tagen unter einem Sauerstoffgerät wurde ich entlassen. Erwan kam zu Besuch, begleitet vom Direktor des Forschungszentrums, dem es leidtat, auf einen »Wissenschaftler meines Kalibers« verzichten zu müssen. Ich erachtete dieses Kompliment als einen Trostpreis, ein paar beruhigende Worte, die ich in meinem Gepäck mitnehmen sollte, bevor ich wieder in mein Büro mit dem kleinen Fenster auf die Straße und den Pub an der Ecke Gower Court mit seinem grässlichen Beef and Beans zurückkehren würde. Dort müsste ich dann die spöttischen Blicke meiner Londoner Kollegen ignorieren. Man entledigt sich nie ganz seiner Kindheits-erinnerungen. Sie verfolgen einen wie Gespenster und suchen auch den Erwachsenen noch heim.

Egal ob im Anzug mit Krawatte, im Forscherkittel oder im Clownkostüm, das Kind, das man einst gewesen ist, bleibt immer in einem.

*

Es kam nicht in Frage, den Weg über Bolivien zu nehmen – die Serpentinstraßen klettern auf über viertausend Meter Höhe. Ein Flugzeug brachte mich von San Pedro nach Argentinien und von dort weiter bis nach London. Als ich von meinem Fensterplatz aus sah, wie sich die Bergkette der Anden entfernte, begann ich diese Reise zu hassen und war außer mir über das, was mir da widerfuhr. Hätte ich gewusst, was mich erwartete, wäre mein Seelenzustand mit Sicherheit ein anderer gewesen.

London

Der Sprühregen, der auf die Stadt niedergeht, erinnert mich daran, wo ich mich befinde. Das Taxi biegt auf den Motorway 1, und ich brauche nur die Augen zu schließen, um den Geruch der alten Holztäfelung und der gebohnerten Böden in der Universitätshalle wahrzunehmen, und selbst den der Ledermappen und durchnässten Trenchcoats meiner Kollegen.

Direkt nach Hause fahren kann ich nicht, da ich beim Kofferpacken in Chile meinen Hausschlüssel nicht mehr finden können. Ich glaube, mich zu erinnern, dass ein zweiter in meiner Schreibtischschublade liegt, also muss ich bis zum Abend warten, um mich dem Staub zu stellen, der in den Monaten meiner Abwesenheit mein Domizil erobert haben dürfte.

Es ist kurz nach Mittag, als ich vor dem Verwaltungsgebäude der Akademie aussteige. Ein letzter Seufzer, und ich betrete das Gebäude, in dem ich bald meine Tätigkeit wieder aufnehmen werde.

»Adrian, was für eine freudige Überraschung, Sie hier zu sehen!«

Walter Glencorse, Personalleiter der Universität. Er muss meine Ankunft von seinem Fenster aus beobachtet haben, und ich kann mir gut vorstellen, wie er die Treppe hinabeilt, kurz vor dem großen Spiegel im ersten Stock anhält, um die spärlichen blonden Strähnen, die seinen Schädel noch zieren, rasch glatt zu streichen.

»Lieber Walter! Die Überraschung beruht auf Gegenseitigkeit.«

»Mit dem Unterschied, mein Freund, dass ich nicht nach Peru gereist bin und man mich fast jeden Tag innerhalb dieser Mauern antrifft.«

»Ich war in Chile, Walter.«

»In Chile, in Chile, natürlich, wo bin ich nur mit meinen Gedanken? Und diese Geschichte mit der Höhe... Ich habe von dem bedauerlichen Missgeschick gehört, das Ihnen widerfahren ist. Wie schade, nicht wahr?«

Walter gehört zu jenen Menschen, die in der Lage sind, ernsthaftes Mitgefühl zur Schau zu tragen, während sich in ihrem Innern ein grässlicher Gnom in pinkfarbenem Trainingsanzug auf Kosten anderer vor Lachen den Bauch hält. Er ist einer der wenigen Staatsbürger unseres Königreichs, der die Ziegen und Kühe Großbritanniens überzeugen könnte, auf ihre saftigen Weiden zu verzichten, um Fleischfresser zu werden.

»Ich habe mir die Zeit freigehalten, um mit Ihnen Mittag zu essen. Sie sind mein Gast«, verkündete er, die Hände in die Hüften gestemmt.

Damit Walter spontan ein paar Pfund Sterling ausgibt, muss er entweder von der Akademie beauftragt worden sein oder aber eine sehr wichtige Bitte an mich haben. Nachdem ich meinen Koffer an der Garderobe abgegeben hatte – es war überflüssig, mein Büro aufzusuchen und mit dem Chaos konfrontiert zu werden, das dort herrschen musste –, trat ich erneut auf die Straße, diesmal in Begleitung des unsäglichen Walter.

Sobald wir an einem Tisch des Pubs saßen, bestellte Walter, ohne mich zu fragen, zwei Tagesmenüs, zwei Gläser schlechten Rotwein – also zahlte die Akademie – und beugte sich zu mir, als fürchtete er, unsere Nachbarn könnten unser Gespräch belauschen.

»Welch ein Glück Sie hatten, ein solch unglaubliches Abenteuer zu erleben ... Ich kann mir vorstellen, wie aufregend es war, auf dem chilenischen Atacama-Hochplateau zu arbeiten.«

Aha, diesmal hatte sich Walter nicht nur das Land gemerkt, sondern sogar den Ort, an dem ich mich noch vor einer Woche befunden hatte. Allein, den Namen zu hören, versetzte mich in die unendlichen chilenischen Weiten, die Pracht der Mondaufgänge mitten am Nachmittag, die Klarheit der Nächte und das unvergleichliche Funkeln der Sterne am Himmelszelt.

»Hören Sie mir zu, Adrian?«

Ich gestand meinem Gastgeber, für einen Moment den Faden des Gesprächs verloren zu haben.

»Ich verstehe, das ist völlig normal. Zwischen Ihrem Schwächeanfall erst vor Kurzem und dieser langen Reise lasse ich Ihnen kaum Zeit, zur Besinnung zu kommen, und dafür muss ich mich entschuldigen, lieber Adrian.«

»Gut, Walter, lassen wir diese übertriebenen Höflichkeiten zwischen uns! Ich hatte tatsächlich eine kleine Unpässlichkeit in fünftausend Meter Höhe und war ein paar Tage in einem Krankenhaus, dessen Betten sicher von einem besonders gemeinen Fakir entworfen wurden, danach habe ich vierundzwanzig Stunden mit den Knien am Kinn im Flugzeug gesessen, also kommen wir direkt zur Sache. Bin ich in meinen Funktionen zurückgestuft worden? Habe ich Laborverbot oder bin gar von der Akademie gefeuert?«

»Wo denken Sie hin, Adrian! Dieser Unfall hätte jedem von uns widerfahren können! Ganz im Gegenteil, jeder hier bewundert die Arbeit, die Sie dort oben auf dem Atacama-Hochplateau geleistet haben.«

»Hören Sie auf, in jedem zweiten Satz diesen Namen zu wiederholen, und sagen Sie mir, warum Sie mir dieses grässliche Tagesmenü spendieren.«

»Wir möchten Sie um einen kleinen Gefallen bitten.«

»Wir?«

»Nun, das heißt die Akademie, zu deren herausragenden Mitgliedern Sie zählen, Adrian«, setzte Walter hinzu.

»Welche Art von Gefallen?«

»Die Art, die es Ihnen ermöglichen könnte, in wenigen Monaten nach Chile zurückzukehren.«

Diesmal war es Walter gelungen, meine Aufmerksamkeit zu wecken.

»Es ist etwas heikel, Adrian, denn es handelt sich um ein Geldproblem«, flüsterte Walter.

»Welches Geld?«

»Das, dessen die Akademie bedarf, um ihre Arbeiten fortsetzen, ihre Wissenschaftler, die Miete und nicht zuletzt die Ausbesserung des Daches zu zahlen, das mit jedem Tag undichter wird. Wenn es weiter so regnet, muss ich bald Gummistiefel anziehen, um meine Berichte zu schreiben.«

»Das ist der Preis dafür, dass Sie ins Dachgeschoss gezogen sind, nur um etwas mehr Tageslicht zu haben. Ich bin weder Erbe eines großen Vermögens noch Dachdecker, Walter. Mit welcher meiner Qualitäten also könnte ich der Akademie dienen?«

»Genau, nicht als Mitglied der Akademie können Sie uns diesen Dienst erweisen, sondern als bedeutender Astrophysiker.«

»Der trotzdem für die Akademie arbeitet?«

»Natürlich! Jedoch nicht im Rahmen des Auftrags, den wir Ihnen gerne anvertrauen würden.«

Ich winkte die Bedienung heran, ließ das grässliche Beef and Beans zurückgehen und bestellte zwei Gläser eines sehr guten Weines aus dem Kent und zwei Teller mit Chester-Käse. Walter sagte kein Wort.

»Walter, bitte erklären Sie mir genau, was Sie von mir erwarten, sonst gehe ich, nachdem ich diesen Käse verzehrt habe, zum Vanillepudding über, auf Ihre Kosten, versteht sich.«

Walter vertraute sich mir an. Die Konten der Akademie waren so ausgetrocknet wie die Luft auf dem Atacama-Hochplateau. Keine Hoffnung auf zusätzliche Haushaltsmittel in Sicht. Bis die Behörden den Antrag akzeptiert hätten, könnte Walter in seinem Büro schon auf Forellenfang gehen.

»Es wäre von Nachteil, wenn unsere angesehene Institution um Spenden bäte; die Presse würde früher oder später Wind davon bekommen und den ›Skandal‹ an die Öffentlichkeit bringen«, fuhr er fort.

In zwei Monaten würde eine gewisse *Walsh-Foundation* eine Veranstaltung organisieren. Wie jedes Jahr verliehe sie einen Preis an denjenigen, dessen Projekt von der Jury als meistversprechendes ausgewählt würde.

»Auf welche Höhe beläuft sich diese großzügige Schenkung?«, fragte ich.

»Zwei Millionen Pfund Sterling.«

»Das ist in der Tat äußerst großzügig! Aber ich sehe immer noch nicht, inwiefern ich mich nützlich machen könnte.«

»Ihre Forschungen, Adrian! Sie könnten sie präsentieren und diesen Preis gewinnen ... den Sie uns dann aus freien Stücken weitergeben würden. Natürlich wird die Presse darin die Geste eines selbstlosen und dankbaren Gentlemans gegenüber der Institution sehen, die seine Forschungstätigkeit seit Langem unterstützt. Ihre Ehre wäre noch größer als vorher, die der Akademie gerettet und die finanzielle Situation unserer Abteilung fast ausgeglichen.«

»Was das eventuelle Interesse betrifft, das ich an diesem Geld haben könnte«, sagte ich und machte der Bedienung ein Zeichen, mein Glas erneut zu füllen, »so brauchen Sie nur die

Zweizimmerwohnung aufzusuchen, in der ich lebe, um jeden Zweifel zu diesem Thema auszumerzen. Wenn Sie aber sagen ›dankbar gegenüber der Institution, die seine Forschungstätigkeit unterstützt‹, würde ich gerne wissen, worauf Sie anspielen. Auf das schäbige Büro, in dem ich arbeite? Auf das Material und die Bücher, die ich aus eigener Tasche bezahle, weil ich es leid bin, dass meine Anträge zu nichts führen?«

»Denken Sie an Ihre Expedition in Chile. Wir haben Sie da unterstützt, wenn ich mich nicht irre!«

»Unterstützt? Sie sprechen von dem Auftrag, den ich im Rahmen eines unbezahlten Urlaubs ausgeführt habe?«

»Wir haben Ihre Kandidatur unterstützt.«

»Walter, seien Sie bitte nicht so britisch! Sie haben nie an meine Forschung geglaubt!«

»Das Urgestirn, Wiege aller Konstellationen, entdecken – ein etwas ehrgeiziges und gewagtes Projekt, wie Sie zugeben müssen.«

»Ebenso gewagt, wie dieses Projekt der *Walsh-Foundation* zu präsentieren, nicht wahr?«

»Not kennt kein Gebot, sagte der heilige Bernard.«

»Und es käme Ihnen wohl zupass, wenn ich mir ein Fässchen um meinen Bernhardinerhals binden würde, oder?«

»Gut, vergessen Sie's, Adrian. Ich habe den Herrschaften schon gesagt, dass Sie nicht einverstanden sein würden. Sie haben sich immer jeder Autorität verweigert, und diese kurze Phase des Sauerstoffmangels dürfte Sie nicht derart verändert haben.«

»Ach, Sie waren nicht der Einzige, der diese verrückte Idee hatte?«

»Nein, der Verwaltungsrat ist zusammgekommen, und ich habe mich damit begnügt, die Namen der Wissenschaftler vorzuschlagen, die eine Chance hätten, zwei Millionen Pfund Sterling zu gewinnen.«

»Wer sind die anderen Kandidaten?«

»Ich habe keine weiteren gefunden ...«

Walter bat um die Rechnung.

»Nein, ich lade Sie ein, Walter. Damit wird das Dach der Akademie nicht ausgebessert, aber Sie können sich immer noch die Stiefel kaufen.«

Ich zahlte die Rechnung, und wir verließen den Pub. Es hatte aufgehört zu regnen.

»Ich hege nicht den geringsten Groll gegen Sie, müssen Sie wissen, Adrian.«

»Aber ich auch nicht, Walter.«

»Ich bin sicher, wenn wir uns etwas Mühe geben, können wir uns sehr gut verstehen.«

»Wenn Sie das sagen.«

Der Rest unseres kurzen Spaziergangs verlief schweigend. Fast im Gleichschritt liefen wir den Gower Court hinauf. Als wir die Halle des Hauptgebäudes betraten, verabschiedete ich mich von Walter und steuerte auf den Flügel zu, in dem sich mein Büro befand. Auf der ersten Stufe der großen Treppe drehte sich Walter um und bedankte sich für das Mittagessen. Eine Stunde später mühte ich mich immer noch vergebens ab, den schäbigen Raum zu betreten, in dem ich arbeitete. Der Türstock musste sich durch die Feuchtigkeit verzogen haben, und ich konnte ziehen und drücken, so viel ich wollte, es tat sich nichts. Erschöpft gab ich schließlich auf und trat den Heimweg an. Denn in meiner Wohnung würde es mehr zu räumen und zu putzen geben, als ich bis zum frühen Abend würde bewältigen können.

Paris

Keira öffnete die Augen und sah zum Fenster. Die regennassen Dächer glänzten im Sonnenlicht. Die Archäologin streckte sich, schlug die Decke zurück und verließ ihr Bett. Die Hängeschränke ihrer Kochnische waren leer bis auf einen Teebeutel, den sie in einer zerbeulten Blechdose fand. Die Uhr an ihrem Backofen zeigte 17:00, die an der Wand 11:45, der alte Wecker auf dem Nachtkästchen 14:20. Sie griff zum Telefon und rief ihre Schwester an.

»Wie spät ist es?«

»Guten Tag, Keira.«

»Guten Tag, Jeanne, wie spät ist es?«

»Gleich vierzehn Uhr.«

»So spät schon?«

»Ich habe dich vorgestern Abend vom Flughafen abgeholt, Keira!«

»Habe ich etwa sechsunddreißig Stunden durchgeschlafen?«

»Das hängt davon ab, wann du ins Bett gegangen bist.«

»Bist du beschäftigt?«

»Ich bin in meinem Büro im Museum und arbeite. Komm zum Quai Branly, und wir gehen zusammen eine Kleinigkeit essen.«

»Jeanne?«

Ihre Schwester hatte bereits aufgelegt.

Nachdem sie geduscht hatte, wühlte Keira im Schlafzimmerschrank nach etwas Sauberem zum Anziehen. Von dem, was

sie mit auf die Reise genommen hatte, war ihr nichts geblieben, der Shamal hatte alles weggefegt. Sie entdeckte eine verschlissene Jeans, die aber »noch ganz gut« war, ein blaues Polohemd, das »eigentlich gar nicht so übel aussah«, und eine alte Lederjacke, die dem Ganzen einen leichten »Vintage-Touch« gab. Als sie angezogen war, föhnte sie ihr Haar, schminkte sich auf die Schnelle vor dem Flurspiegel und schloss die Tür ihres Apartments hinter sich ab. Draußen stieg sie in einen Bus und bahnte sich einen Weg zum Fenster. Nach diesen langen Monaten weit von allem entfernt war das Brodeln der Metropole berauschend. Nachdem sie den Bus verlassen hatte, in dem sie sich eingesperrt fühlte, lief Keira am Seineufer entlang und blieb kurz stehen, um den Fluss zu betrachten. Es war nicht der Omo, doch die Brücken von Paris waren trotzdem wunderschön.

Am Musée du Quai Branly, dem französischen Nationalmuseum für nichteuropäische Kunst, angelangt war sie von der Pflanzenwand am Verwaltungsgebäude wirklich überrascht. Das Museum war noch im Bau, als sie Paris verlassen hatte, und die üppige Flora, die jetzt die Fassade bedeckte, schien ein wahres Wunder der Technik.

»Faszinierend, was?«, fragte Jeanne.

Keira zuckte zusammen.

»Ich hab dich nicht kommen sehen.«

»Ich dich schon«, erwiderte ihre Schwester und deutete auf das Fenster ihres Büros. »Ich habe auf dich gewartet. Verrückt, diese Vegetation, findest du nicht?«

»Dort, wo ich gelebt habe, hatten wir schon Probleme, Gemüse auf horizontaler Fläche anzubauen, aber an diesen Mauern ... was soll man dazu sagen ...?«

»Fang nicht an, deinen Schmollmund zu ziehen. Komm mit.«

Jeanne führte Keira ins Innere des Museums. Am Ende ei-

